



Rainer Karl Litz

Westerwälder Tango

Kriminalroman

AAVAA

Rainer Karl Litz

Westerwälder Tango

Kriminalroman

LESEPROBE

AAVAA
VERLAG

© 2015 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2015

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: fotolia, Man walking in a tunnel of trees on a autumn day

Printed in Germany

AAVAA Verlag

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-1683-5

Großdruck: ISBN 978-3-8459-1684-2

eBook epub: ISBN 978-3-8459-1685-9

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-1686-6

Sonderdruck: Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

eBooks sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht, dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses eBooks sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



Kapitel-1

„Feierabend!“

Ronald Berger griff nach seiner Aktentasche, von der er schon seit langem nicht mehr wusste, warum er sie eigentlich jeden Morgen mitnahm. Außer einem sporadisch geführten Chefkalender von der Sparkasse Neuwied und hin und wieder einem mit Pfälzer Leberwurst oder Limburger belegten Brot, enthielt sie ohnehin nichts.

Nun gut, zumindest nichts von Bedeutung. Genau genommen barg die schwarze, abgestoßene Ledertasche noch Prospekte der Ferienwohnung in Sankt Peter-Ording, in der sie vor vier Jahren ihren Urlaub verbracht hatten und eine Rechnung der Kick-Fahrzeuglackierung aus dem letzten Jahr. Außerdem die silberne Krawattennadel, die ihm die Kollegen vor sieben Jahren zum Fünfzigsten geschenkt hatten und die er ebenso wenig mochte, wie die Halsbinder selbst. Zudem lagen in der Tasche Bonbontüten, in denen die

Bonbons mit ihrer Umhüllung zwischenzeitlich eine unlösbare Verbindung eingegangen waren, Flyer, Visitenkarten, abgelaufene Aspirin und Prospekte von Gebrauchtwagenhändlern oder Haftpflichtversicherern. Auch der nicht eingelöste Geschenkgutschein einer Thai-Yoga-Massage lag weitgehend unbeachtet und zerknittert auf dem Boden der Tasche.

Irgendwie war es die Gewohnheit, die ihn jeden Tag wieder nach dem unattraktiven schwarzen Utensil greifen ließ, wenn er sich auf den Weg ins Präsidium machte. Logisch war das nicht. Auch nicht wirklich vernünftig oder irgendwie sinnvoll, aber aus irgendeinem ihm unbekannten Grund wohl erforderlich.

Die Tasche geht aus dem Leim, dachte er, als er sie schwungvoll vom Boden neben dem Schreibtisch hochriss und ihr dabei von der Seite einen kurzen Blick gönnte, bevor er sie vor sich auf den Schreibtisch knallte. Die Nähte am Boden begannen sich aufzulösen. An einigen Stellen glänzte das metallene Spiral-

band durch das abgeriebene Leder. *Ein sinnvolles Weihnachtsgeschenk.* Sinnvoller jedenfalls als immer neue Hemden, Socken oder Krawatten, von denen er seiner Meinung nach mehr als genug besaß. Monika würde sich bestimmt freuen, wenn er mal so etwas Nützliches gebrauchen könnte. Er schriebe „Aktentasche“ auf seinen Wunschzettel, und Monika hätte etwas Passendes für ihn. Allerdings müsste sie noch fast zehn Monate auf die Überraschung warten. Weihnachten war gerade erst sieben Wochen her.

Mit einem gepressten Stöhnen erhob er sich aus seinem Bürostuhl, um sich zu seinen Einsdreiundachtzig aufzurichten. Es gelang ihm nicht gänzlich. Das Kreuzbein! Irgendetwas stimmte nicht damit. Seit Wochen schmerzte es, mal links, mal mehr rechts. Nein, eigentlich war es nicht das Kreuzbein. Es war alles um das Kreuzbein herum, vom Hintern bis hoch zum Nacken. Er ließ einen misslaunigen Blick über seinen Schreibtisch streifen und verdrängte dabei den Gedanken

an die Formulare und Berichte, die er sich für heute vorgenommen hatte. Seine Hand fuhr durch das mittellange ergraute Haar als er zu zum Garderobenständer ging. Er griff seinen schwarzen Schurwollkurzmantel, legte ihn sich über den linken Arm und trat, den ziehenden Schmerz in der linken Gesäßhälfte und dem rechten Nacken ignorierend, auf den Flur. Dabei schwenkte er die Aktentasche mit aufgesetzt jugendlichem Schwung in Richtung Treppenhaus.

Das Telefonklingeln und das Stimmengewirr der Kollegen, die aus den geöffneten Bürotüren in den gut dreißig Meter langen Flur drangen, nahm er schon lange nicht mehr bewusst wahr. Sechsunddreißig Jahre im Polizeidienst und nun elf Jahre als Erster Kriminalhauptkommissar und Leiter der K1/K2 in der Kriminalinspektion Neuwied hatten ihn sensibel für die wichtigen und taub für die unwichtigen Geräusche werden lassen.

Im Büro nebenan saß Kriminaloberkommissar Nikolai Sorokin hinter seinem Schreibtisch

und telefonierte. Sorokin, Sohn eines russischen Botschaftsangestellten, war ein hilfsbereiter und freundlicher Kollege, der noch dazu eine ausgesprochen kriminalistische Spürnase besaß. Ein Mann mit Potential, wie Berger wusste. Zudem wies Sorokin die Art von natürlicher Herzlichkeit auf, die Berger an vielen Russen schätzte.

Sorokins Oberkörper war angespannt nach vorne geneigt. Die rechte Hand mit einem Kugelschreiber zum Notieren bereit, seine Augen konzentrativ weit geöffnet, telefonierte er. Als er Berger sah, forderte er ihn wild gestikulierend zum Warten auf. Berger blieb stehen, zog eine säuerliche Schnute und blickte erst genervt an die Decke, dann auf seine Armbanduhr.

„Ja ... versteh ... am Bootsanleger ... sind schon informiert? Gut, ja ... Wir sind auf dem Weg!“ Sorokin beendete das Gespräch, warf das Handgerät auf seinen Schreibtisch und sprang mit verkniffenem Blick auf. „Ronny,

das wird nix mit deinem Feierabend. Wir haben einen Toten im Rhein.“

„Das ist jetzt nicht dein Ernst, Niko. Ich hab was vor!“ Er schüttelte heftig mit dem Kopf. Zwar stand in Wirklichkeit nichts Außergewöhnliches an, wenn man davon absah, dass ein gemeinsames Abendessen mit seiner Frau sehr wohl etwas Außergewöhnliches hätte sein sollen. Seine Gedanken verweilten aber bereits seit einer guten Stunde bei dem Glas Bordeaux und dem Nudelauflauf mit Lachs und Spinat, den Monika ihm für heute Abend versprochen hatte.

Es kriselte seit geraumer Zeit zwischen ihm und Monika, was er natürlich so gut wie gar nicht bemerken wollte. Monika Berger hatte in etlichen hitzigen Diskussionen das tägliche Miteinander zum Thema gemacht und ihn auf die wenigen verbliebenen Gemeinsamkeiten angesprochen. Im Grunde genommen sehr ehrlich von ihr. Na, jedenfalls konnte er deshalb Angebote, wie den Nudelauflauf mit Lachs, nicht missachten und sie warten lassen.

Er sah Sorokin mit rollenden Augen an: „Geh da mal mit dem Fassbender hin. Der kann sich seine Sporen noch verdienen, ich ...“

„Ronny, das kannst du nicht machen“, Sorokin unterbrach seinen Chef hastig und ungewohnt aufgeregt. „Da musst du mit.“ Er fuchtelte mit beiden Armen. „Der Fassbender ist doch schon mit seinen Statistiken überfordert.“

„Ja, eben!“ Berger wedelte seinerseits mit der ausgestreckten Hand in Sorokins Richtung. „Der müsste eben öfter raus, damit er ...“ Er schüttelte unwirsch den Kopf, wuchtete sich die Aktentasche unter den Arm, blickte wieder auf seine Armbanduhr und kämpfte etwas zu demonstrativ mit sich selbst. Dabei wusste er natürlich, dass Sorokin recht hatte. Er musste mit raus. Ein Toter im Rhein! Es war sein Kommissariat. Es war sein Fall! Bereits jetzt. Er atmete tief ein und stöhnte beim Ausatmen vernehmlich. „Los, dann komm schon!“ Resigniert warf er den Kopf zur Seite, Richtung Treppenhaus und schloss für einen

kurzen Moment die Augen. Die Schmerzen in Nacken und Gesäß machten sich wieder bemerkbar. Sorokin griff sich seinen Parka vom Garderobenhaken und folgte Berger, der sich bereits schwungvoll abgewandt hatte und in den Flur getreten war.

Ein Angler, ein älterer Russe, hatte ihn am Haken gehabt. Zunächst musste der sich in Erwartung eines ganz großen Fanges wohl gefreut haben. Nun saß er zusammengekauert auf einem Eisenpoller am Rand der Kaimauer. Ein Kollege von der Trachtengruppe hatte ihm eine Decke über die Schultern gelegt und redete beruhigend auf ihn ein. Nachdem der Russe die Leiche mit seiner Angel zur Wasseroberfläche hochgezogen hatte, war diese uferseitig in die Hanftrossen des südlichen Bootsanlegers von Kramers Personenschiffen getrieben und hatte sich dort verfangen. Dort hing sie immer noch.

Der Rhein hatte Niedrigwasser und strömte etwa vier Meter unterhalb der Kaimauer vorbei. Zwischen dem unansehnlichen rostigen und verbeulten Anleger und der Mauer lagen etwa acht, neun Meter. Die Leiche dümpelte genau in der Mitte, dort, wo die Trossen am Tiefsten durchhingen. Eine männliche Leiche. Man konnte den Hinterkopf und die rechte Schulter erkennen, der Rest hing ab.

Das Motorboot der Wasserschutzpolizei hatte flussseitig am Steiger festgemacht. Auf dem Deck des Bootsanlegers bewegten sich bereits mehrere Beamte. Die Schutzpolizei hatte das Gelände weiträumig abgesperrt. Trotzdem waren an diesem späten Februarnachmittag gut hundert Schaulustige zum Rheinufer gekommen und standen hinter dem Absperrband oder oben auf der Deichmauer, um ja nichts zu verpassen.

Es war kurz nach fünf, bereits dunkel und unangenehm kalt, aber es fror nicht. Fassbender hatte kurzzeitig seine Statistiken beiseitelegen müssen, um die Kollegen der Wasser-

schutzpolizei zu benachrichtigen und zur Absicherung des Fundortes rauszukommen. Was ihm erkennbar nicht gefiel. Mit säuerlicher Miene und eingezogenen Schultern stapfte er über das Gelände. Fünf Hochleistungsstrahler tauchten die Szenerie in ein gespenstig kalt-grelles Licht. Zwei Taucher waren zwischenzeitlich im Wasser und versuchten zusammen mit einem Kollegen auf dem Steiger, den Leichnam aus den armstarken Befestigungsseilen zu befreien, was angesichts der starken Rheinströmung kein leichtes Unterfangen war. Ein Kollege auf dem Trockenen führte einen Bootshaken, mit dem er versuchte die Trossen anzuheben.

„Irgendwelche Verletzungen?“, schrie Berger von der Kaimauer zu den Tauchern hinab. Die schüttelten die Köpfe, einer von ihnen machte eine vage Handbewegung, die aussagen sollte, dass man darüber streiten könne, ob das, was sie sahen, als Verletzung zu bezeichnen wäre. Sorokin zog sich an Bergers Schulter vor und beugte sich über das Stahlgeländer, um

möglichst weit nach unten sehen zu können.
„Unfall oder Selbstmord“, meinte Sorokin.

„Abwarten!“, brummte Berger.

„Ja, das empfehle ich in diesem Fall auch immer, Ronny. Der Fall könnte in wenigen Stunden geklärt sein oder dich auch noch in zwei Monaten beschäftigen. Aber *wir* ziehen ihn erstmal raus.“ Lothar Muscheid, Leiter der Wasserschutzpolizei in Neuwied, schaltete sich in das Gespräch ein, klopfte Berger auf die Schulter und grinste.

„Ah, grüß` dich Lothar. Ja, ich weiß worauf du hinaus willst: Er lag ja quasi auf dem Trockenen.“ Er wies mit einem Kopfnicken auf die nur wenige Meter von Ihnen entfernte Fundstelle der Leiche im Rhein. „Da darf ich mich bei dir bedanken, dass ihr ihn für mich rausholt und ich nicht selbst in die Brühe muss.“ Um seinen ironischen Unterton zu verstärken sah Berger Muscheid vorwurfsvoll von der Seite an.

Was Muscheid mit seiner Bemerkung gemeint hatte, war der Umstand, dass die Zu-

ständigkeit für eine Leiche im oder in Nähe zum Wasser nicht immer sofort und eindeutig zu klären war. Je nach Fundort waren sofort die Kollegen der Kripo, oder wie in diesem Fall, zunächst die Wasserschutzpolizei für die Bergung verantwortlich.

„Na, na, kein Grund für Kompetenzgerangel, Ronny. Er hängt im Wasser, wir holen ihn da raus, und ihr macht weiter. Alles in bester Ordnung!“, konterte Muscheid.

Die Taucher hatten den Leichnam, so behutsam, wie es die Strömung zuließ, von den Seilen gelöst und wurden nun zusammen mit dem Toten an ihren Halteseilen langsam zu der in Flussrichtung abschüssig verlaufenden Panzerrampe, im Amtsdeutsch „Ersatzübergangsstelle“, geleitet. Während die kleine Kolonie Stockenten und einige Nilgänse hastig und schnatternd von ihren Ruheplätzen auf dem Kopfsteinpflaster aufschreckten, um in den Fluss zu flattern, hatten die Taucher langsam Boden unter den Füßen gewonnen. Im brusttiefen Wasser am Fuß der Rampe ließen

sie den Körper in eine weiße Leichenhülle gleiten, die sie darunter ausgebreitet hatten. Dann hoben sie das weiße Behältnis mit dem Toten gleichmäßig an. Das Wasser strömte aus den Öffnungen der Hülle nach allen Seiten ab, als die Männer ihre Last aus dem Rhein zogen. Die Leichenhülle sah aus, wie eine überdimensionierte Einkaufstasche.

„So, nun gehört er euch!“ Lothar Muscheid rieb sich die kalten Hände und ging zu seinen Männern, die sich abmühten, ihre Last die Panzerrampe herauf zu schleifen. Schließlich schafften sie es, sie oben auf Höhe der Kaimauer abzulegen. „Gute Arbeit, Jungs. Wie sieht er aus?“, rief Muscheid und bückte sich, um in das Behältnis schauen zu können.

„War noch nicht lange im Wasser. Ich schätze höchstens zwei, drei Tage“, meinte einer der Taucher. Sein Kollege pflichtete ihm mit einem unmerklichen Kopfnicken bei.

„So. Okay, Lothar. Danke für die Bergung. Jetzt schauen wir mal, was mit ihm los ist.“ Berger hatte sich neben Muscheid gestellt und

reichte ihm mit einer auffordernden Geste die Hand. Muscheid ergriff sie und klopfte Berger freundschaftlich auf den Oberarm.

„Ich schicke dir morgen unseren Bericht. Ich brauche dann nur noch deine Unterschrift.“

„Geht klar, Lothar. Aber, hetz dich bloß nicht. Ich weiß doch, wie sehr ihr im Stress seid.“ Mit verkniffenem Blick grinste er Muscheid an.

„Du glaubst doch nicht, dass ich darauf anspringe, Ronny. Im Übrigen habe ich jetzt noch was vor.“ Er sah auf seine Armbanduhr, drehte sich zu dem Anleger um, auf dem die Besatzung des Polizeibootes wartete und nickte seinen Leuten zu. Dann blickte er zu Berger zurück: „Wir sind dann hier so weit. Ich wünsch` euch eine erfolgreiche Aufklärung. Wie gesagt, ich hab noch was vor. Schönen Abend euch!“ Er grinste Berger nochmals breit an, drehte auf dem Absatz um und ging über den Steg zu seinen Männern.

Berger sah ihm hinterher. „Seit wann so dünnhäutig, Lothar?“ rief er ihm mit gespielte

Besorgnis nach und blinzelte Sorokin mit einem Auge zu. Muscheid tat so, als höre er ihn nicht. Berger schwenkte den Kopf und blickte zur Absperrung, wo die Kollegen vor der Deichmauer in ihren weißen Polypropylen-Overalls warteten. „Also, die Spusi“, rief er und winkte die beiden herbei. „Ihr könnt loslegen, Männer!“ Die beiden Taucher hatten die Leiche behutsam aus der großen Plastiktasche herausgehoben und auf eine hierfür ausgebretete blaue Folie gelegt. Die Männer der Spurensicherung begannen mit ihrer Arbeit.

„Er könnte zwanzig, vielleicht auch dreißig Jahre alt sein. Was meinst du, Niko?“, fragte Berger, der sich zusammen mit seinem Kollegen neben den Toten gestellt hatte.

„Ja, ich schätze Mitte zwanzig.“

„Zwei bis vier Tage im Wasser ... Waschhaut an der Innenhand, die sich noch nicht ablöst. Ich sehe keine Läsionen, auch keine Treib- oder Fischfraßverletzungen.“ Bergers Augen

wanderten mit abschätzendem Blick über den Leichnam.

„Lass die Spusi mal machen, Ronny. Wenn die vorne fertig sind, drehen wir ihn mal auf die Seite.“

Bei Wasserleichen ist der Grad der Verwesung grundsätzlich ein genauso bedeutsames Indiz für den Todeszeitpunkt wie bei Trockenleichen auch. Die Wassertemperatur spielt hierbei allerdings eine entscheidende Rolle. Der Prozess des Aufquellens der Oberhaut zur Waschhaut kann im Sommer wenige Stunden, im Winter dagegen bis zu mehreren Wochen dauern. Ähnlich unterschiedlich vollzieht sich die Ablösung der Ober- von der Unterhaut. In der warmen Jahreszeit löst sich die Epidermis an den Fingern bereits nach Tagen von der Dermis, bei Temperaturen um den Nullpunkt erst nach Wochen. Frühe Leichenveränderungen treten in der Regel bereits nach einer halben Stunde auf, wobei Totenflecken bei Wasserleichen in der Regel gänzlich fehlen. Ganz abgesehen davon kann eine

Wasserleiche natürlich überhaupt erst nach dem Tod ins Wasser geraten sein ...

Es ergaben sich also sofort Fragen, die erst die Rechtsmedizin in Bonn würde klären können.

Berger wandte sich zur Deichmauer. Sein Blick verfinsterte sich augenblicklich. Hinter dem etwa sechs Meter entfernten Absperrband entdeckte er jemanden, der mit einer Kamera vorm Gesicht unentwegt Fotos schoss.

„Hallo, lassen sie das mal!“ Berger war laut geworden und ging entschlossen auf den Mann zu. Als er vor ihm stand und der Mann seine Kamera runter nahm, erkannte er das schmale Gesicht mit den stets aufgeregten geröteten Wangen. Es war Luis Timmermans, Lokalredakteur der *Rheinland-Post*.

„Hallo Herr Berger, muss ich Ihnen etwa meinen Presseausweis zeigen?“ Timmermans grinste frech.

Berger ging nicht auf die Bemerkung ein.
„Sie werden doch wohl kein Foto von unserer

Leiche veröffentlichen wollen?“ Er sah den schlanken, fast dünnen Mann mit dem streng gescheitelten, nass glänzenden dunklen Kopfhaar drohend an. Den unwillkürlichen Impuls, nach der Kamera zu greifen, bekämpfte er, indem er die sprichwörtliche Faust in der Tasche machte. Es kostete ihn mehr Beherrschung, als ihm lieb war.

„Ich mache hier nur meine Arbeit, Herr Berger, genau wie sie auch.“ Timmermans schob das Kinn keck nach vorne und blickte Berger starr in die Augen. „Doch, wo sie gerade hier stehen: Um wen handelt es sich und was ist passiert?“

„Herr Timmermans, sie haben doch wohl mitbekommen, dass der arme Tropf gerade erst aus dem Wasser gezogen wurde. Wer und was, können wir ihnen sagen, wenn wir selbst mehr wissen. Und jetzt darf ich sie bitten, das Fotografieren zu unterlassen. Sie wollen doch ihre Leser nicht etwa mit den Bildern einer Wasserleiche schockieren?“ Eigentlich wollte Berger noch ein lang gezogenes „oder“

nachsetzen, unterließ es aber, um nicht unnötig Öl ins Feuer zu gießen. Er nickte nur kurz und wandte sich ab.

Das Verhältnis zwischen den Kommissariaten und der *Rheinland-Post* war nicht das Beste. Das anderer Behörden und dem Tagesblatt auch nicht. Die Redakteure hatten es sich in den letzten Jahren zur Gewohnheit gemacht, Personen in ihren Berichterstattungen bloßzustellen, anzuklagen oder gegeneinander auszuspielen. Sei es nun die Stadtverwaltung, Mitarbeiter des Amtsgerichts, der Kripo, von Krankenhäusern ... Was auch immer es zu berichten gab, die Leute von der *Rheinland-Post* witterten überall Skandale und scheuteten auch nicht davor zurück Unterstellungen, Halbwahrheiten und Unwahrheiten zu veröffentlichen. Das Leben in Neuwied schien nur noch aus Problemen und kriminellen Machenschaften zu bestehen. Und stets fanden diese Schreiberlinge mindestens einen Schuldigen, den es mit Mutmaßungen bloßzustellen galt. Auch Berger war schon Opfer einer solchen Schmutz-

kampagne geworden, weil er angeblich zu spät oder falsch ermittelt hatte. Timmermans war besonders berüchtigt für diese Art von „Enthüllungsjournalismus“. Er schien von dem Gedanken besessen, irgendwann einmal den ganz großen Coup zu landen und einen großen Skandal aufzudecken. Nun, den wollte Berger ihm auf keinen Fall liefern.

Die uniformierten Beamten hatten mittlerweile das Gestänge des Schutzzeltes aufgebaut, zogen die weiße Kunststoffhülle darüber und hoben es über den Leichnam. Zwei weitere Mitarbeiter brachten Fluter und stellten sie hinter den Eingang ins Zelt.

Berger ging hinein.

„Keine Ausweispapiere, keine Scheckkarten, kein Führerschein.“ Jürgen Rübesam von der Spusi hatte erfolglos die Kleidung des Toten durchsucht. Ein weiterer Kollege machte Fotos von den einzelnen Untersuchungsschritten an der Leiche. Jetzt zogen sie ihr Jacke und Hemd aus, um nach Verletzungen zu suchen,

die auf äußere Gewalteinwirkung hindeuten könnten.

„Keine Hämatome, keine Schürfmale ... doch, Moment ...“ Berger reckte den Hals und versuchte die ihm abgewandte Schädelseite zu sehen. „Dort hat er `ne Abschürfung, na ... bis auf den Schädelknochen sogar.“ Er wies mit dem Finger auf eine etwa fünf Zentimeter breite Stelle oberhalb des linken Ohres. „Hat er sich aber vermutlich im Flussbett geholt. Könnte eine Treibverletzung sein.“ Er schüttelte den Kopf. „Ich hätte wetten können, dass es kein Selbstmord ist.“

„Er kann ja immer noch geschubst worden sein. Oder er ist ausgerutscht und konnte sich nicht mehr aus dem Fluss retten, Ronny. Vielleicht konnte er gar nicht schwimmen. Unfall, Selbstmord, Mord ... alles Spekulation im Moment“, gab Sorokin zu bedenken.

„Da!“ Rübesam deutete auf die linke Armbuge. „Sieht nach einer Einstichstelle aus.“

„Ja!“ Bergers Interesse war geweckt. Er beugte sich über den Arm des Toten. „Lasst uns

mal Handrücken, Kniekehlen und so weiter sehen.“ Rübesam und sein Kollege zogen Hose und Unterhose der Leiche herunter. Penis und Hodensack waren dunkelgrün bis blau verfärbt und wie bei Wasserleichen üblich, auf die Größe eines Tischtennisballs geschrumpft.

„Ja, hier!“ Rübesams Kollege wies mit dem Zeigefinger auf mehrere Stellen in der Leiste. Durch das aufgequollene, blassgrün verfärbte Gewebe waren sie nicht für jeden sofort zu erkennen. Dem geübten Blick der Spusi-Leute entgingen sie jedoch nicht.

„Injektionsstiche! Tja, dann werden wir die Kollegen von der Drogemorgen früh mal interviewen“, meinte Berger und nickte den Mitarbeitern zu, die auf die Einstichstellen zeigten. „Vielleicht können die uns sagen, wen wir hier haben. Das Foto geht so schnell wie möglich zur KD nach Koblenz raus.“

Die beiden Kollegen der Spusi drehten den Leichnam auf die Seite. Am Hinterkopf konnte man deutlich eine Beule, leichte Schürfverletzungen und Kratzspuren sehen.

„Könnte vom Flussbett stammen ... oder auch nicht. Ansonsten scheint er wenig abbekommen zu haben.“ Berger erhob sich, rieb sich die Hände und schob die Zeltfolie am Eingang ein wenig zur Seite. „Jürgen, der Edeltracht wartet.“ Er deutete auf den Mitarbeiter des Bestatters, der in seinem schwarzen Mantel, dem weißen Hemd, der silbergrauen Krawatte und seinen gegeelten Haaren deutlich aus der Menschenmenge hinter dem Absperrband herausstach. Er würde die Leiche in die Rechtsmedizin nach Bonn bringen. „Lasst unseren stummen Freund hier nicht zu lange auf dem kalten Boden liegen.“ Berger rieb sich erneut die Hände. „Wenn ihr mich jetzt entbehren könnt, mach ich mich mal auf nach Hause. Ich hab noch was vor jetzt!“, äffte er Lothar Muscheid nach und grinste Sorokin an. „Und Niko, ich bekomme den Bericht dann morgen Vormittag, gell!“

Die Kollegen der Spusi nickten beiläufig, Sorokin sah Berger mit einem gequälten Blick vorwurfsvoll an. Der verließ das Zelt, um den

Heimweg anzutreten. Sein Gewissen meldete sich, er hatte vergessen Monika anzurufen, um seine Verspätung anzukündigen.

Kapitel-2

Ätzend!

Keine Sau wollte in dieses verdammt Kaff fahren. Oder wenigstens daran vorbei.

Carsten Uhlemann hing seit einer geschlagenen Stunde hier rum, hatte zwischenzeitlich sieben, acht Autofahrer am Zebrastreifen vor dem Bahnhof angesprochen und um Mitfahrglegenheit gebeten, aber keiner schien in diese verkackte Gegend fahren zu müssen. Den verdammt Westerwälder Überlandbus nach Koblenz hatte er knapp verpasst. Wahrscheinlich fuhr täglich nur dieser einzige Bus um viertel nach sechs in der Früh aus dem Kaff raus.

Er war müde und fahrig, sein Hals kratzte beim Schlucken und der Kopf brummte. Außerdem verspürte er ein nagendes Hungergefühl. Aber nicht mal das war zu ändern. Keine einzige verschissene Kneipe hatte zu dieser Zeit auf. Oder wenigstens ein Café, in dem

man sich aufwärmen und ein belegtes Brötchen kaufen konnte.

Er war seit gestern Abend kurz nach neun mit dem Zug unterwegs. Regionalbahn, Eurobahn, Intercity, S-Bahn und schließlich der Bus von Au nach Altenkirchen. Mein Gott, was für Käffer! Hier stand er nun, vor dem Altenkirchener Bahnhof, und es war bereits kurz vor halb acht. Kalt, neblig und dunkel. Ab und zu trieben ihm kleine, feuchte Schneeflocken ins Gesicht, die sofort schmolzen und eine kalte, nasse Gesichtshaut hinterließen.

Wahrscheinlich würde er das Schwein gar nicht mehr zu Hause antreffen, selbst, wenn ihn nun doch noch jemand mitnähme. Weil der Widerling mit Sicherheit bereits auf der Arbeit war. Trotzdem stellte er sich den verblüfften Gesichtsausdruck vor, wenn er ihm gegenüberstünde. Er würde ihm keine Gelegenheit für Fragen lassen, sondern sofort handeln.

Dieses Gesicht.

Seine Träume waren geprägt von diesem Gesicht. Waren geprägt von dem Leid, das von ihm ausgegangen war. Diese widerliche Fratze, die ihn niemals losgelassen hatte, die ihn immer noch verfolgte und ihm sein Leben zur Hölle gemacht hatte. Ja, diese wenigen Jahre hatten sein Leben geprägt. Übel geprägt! So, wie das der anderen auch. Dieses Schwein hatte ihr Leben in eine einzige Qual verwandelt. Hatte ihre Seelen in ein Gefängnis gesteckt, aus dem sie nicht ausbrechen konnten. Aber, das sollte nun bald vorbei sein. Die Demütigungen und Qualen, die Gewalt, die sie zu Sklaven, zu unfreien Menschen gemacht hatten, diese Gefangenschaft würde bald ein Ende haben.

Er spürte, wie sich sein Magen verkrampfte, sich sein Schlund verengte. Loslassen! Jetzt und hier musste er sich von diesem lähmenden Gefühl lösen und seine ganzen Kräfte mobilisieren. Jetzt musste er noch einmal alles riskieren, um einen Schlussstrich zu ziehen und die Dämonen der Vergangenheit zu be-

siegen und aus seinem Bewusstsein zu verbannen. Um leben zu können!

Er sah einen braunen Ford Focus auf den Zebrastreifen zurollen, sprang vor, sah den Fahrer an und hob die Hand. In gebückter Haltung und mit ausgestreckten Armen, so als könne er den Wagen festhalten, lief er zum Fahrerfenster, das langsam heruntergelassen wurde.

„Fahren sie Richtung Neuwied ... Dierdorf? Ich muss nach Dierdorf“, fragte er mit aller Freundlichkeit, die er aufzubringen bereit war und rieb sich dabei die Hände, um zu signalisieren, dass er fror.

Der Fahrer sah ihn skeptisch an, entgegnete dann aber zum Erstaunen Uhlemanns: „Ich arbeite in Dierdorf. Steigen sie ein!“

Die knapp halbstündige Fahrt in dem völlig überheizten und ungesund nach einem Vanilleduftbäumchen stinkenden Wagen verbrachten die Insassen mit äußerst knapper Konversation, was vor allem an Uhlemanns Verschlossenheit lag. Der Fahrer sagte ihm, dass

er in der Dierdorfer Stadtverwaltung arbeitete. Uhlemann log, er besuche seine Tante. Auf Höhe der Dierdorfer Tankstelle am Schlossweiher stieg er aus, bedankte sich und bog nach wenigen Metern nach links ab, um durch die nächste Straße den alten Ortskern zu betreten.

In einer Bäckerei am Marktplatz kaufte sich Uhlemann eine Rosinenschnecke, die er gierig mit sechs Bissen verschlang. Die Verkäuferin hatte ihm zuvor freundlich den Weg zu der Straße beschrieben. Das Haus Nummer sieben würde er schon selbst finden. Nur wäre wahrscheinlich niemand mehr zu Hause und er müsste bis zum Abend warten. Na, egal. Das machte nun auch nichts mehr aus. Er würde dem Saukerl ohnehin als allererstes die Faust ins Gesicht rammen. Seine rechte Hand glitt in die Außentasche seines Parkers und ergriff den Schlagring, den er bei sich trug, seit der Libanese ihm nachts das Nasenbein gebrochen hatte. Ohne Vorwarnung. Und ohne Grund. Ohne Vorwarnung würde er heute

auch zuschlagen, allerdings nicht ohne Grund!

Während er sich seinen Weg durch die bei-nahe menschenleeren Straßen der Kleinstadt suchte, begann es zu dämmern. Er hatte nur sein Ziel vor Augen. Die ihm bekannte Straße mit dem Haus Nummer sieben.

Es war kurz nach acht.

Alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com